

Die "Portraits" und die "Maximes" des 17. Jahrhunderts [Fortsetzung]

Autor(en): **Rast, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **35 (1948)**

Heft 12

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-533347>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die »Portraits« und die »Maximes« des 17. Jahrhunderts II*

II. Die »Maximes«

Die »maxima veritas«, woraus sich »la maxime« nach Form und Geschlecht herleitet, wurde im Sinne einer allgemeingültigen moralischen Wahrheit verstanden. Die »maxime« ist ein Niederschlag von Lebenserfahrung und Weltbeobachtung. Sie sagt nicht, wie die Menschen leben *sollen*; sie registriert bloß, wie sie *tatsächlich leben*. In diesem Sinne will auch das bedeutendste Werk dieser Literaturgattung, »Les Maximes« von La Rochefoucauld, verstanden sein.

Gleich den Portraits, sind auch die »maximes« am französischen Hofe entstanden. Beweis genug, daß denen, die sie geschaffen, die Arbeit nicht leicht gemacht war.

Die »maximes« verlangten *Zeit*. So viel Zeit, wie sie wieder nur ein müßiges Hofleben zur Verfügung stellen konnte. Zeit, um die sprachliche Form, die der Verfasser seinen Erfahrungen geben wollte, auszudenken, auszumeißeln, zu glätten und immer wieder zu verbessern. So hat La Rochefoucauld sein Büchlein während Jahren stetsfort der Kritik unterzogen. Denn die Leser der »maximes«, meist Damen des Hofes, hatten *auch* Zeit, und dazu die nötige Bosheit, der immer neu belebenden Feder des Meisters zuvorzukommen.

Es brauchte Zeit für *Uebung und Training*, um dem Gedanken die gedrängte und doch klare und packende Form zu geben; um Wahrheiten, für deren Darlegung andere Romane schrieben, in drei Zeilen zu umschreiben. So sagt Lanson (L'art de la prose, S. 133, 22. Aufl., Paris-Fayard), Madame de Sévigné hätte ihre »maximes« bis-

weilen spontan, ohne es zu wissen, hingeworfen, *aber nur*, weil sie ihren Geist ausdauernd dazu erzogen hatte, nachzudenken, wie man Sentenzen entwirft und schafft.

Anregungen von außen gaben den nötigen Auftrieb. La Rochefoucauld schrieb seine »Maximes«, weil seine Freundin, Madame de Sablé, kein größeres Vergnügen kannte, als mit solchen Sentenzen unterhalten zu werden. La Rochefoucauld selber glaubte in der Anerkennung, die ihm diese Art zu reden und zu schreiben einbrachte, eine Entschädigung für die Enttäuschungen seines Lebens zu finden. Weiter fand Madame de Sévigné in den geistsprühenden »Maximes« ihres Lehrers La Rochefoucauld den Anlaß, ebensolche zu verfassen.

Diesen äußeren Voraussetzungen für die Entstehung von Maximen stellen sich *innere* an die Seite.

Die Maxime verlangt zunächst *Lebenserfahrung*. Man muß etwas gesehen, noch mehr, man muß am eigenen Leibe das Leben erfahren haben, um es andern in zwei Zeilen vorsetzen zu können. Dazu war La Rochefoucauld unvergleichlich gut in der Lage. Nach Lanson (Histoire de la littérature française) läßt sich sein Leben in zwei Worten zusammenfassen: eine Zeit unermüdlichen Tatendurstes, wobei ihm Liebe, Ehrfurcht und Geltungstrieb Enttäuschungen, Unglück, Zusammenbruch seines Besitztums und seiner Gesundheit einbrachten — und eine Zeit bitterer Besinnlichkeit, die ihn, den Kranken und frühzeitig Gealterten, darüber nachdenken ließ, warum er seine hochgesteckten Ziele nicht hatte erreichen können. Er hatte die Intrigen gegen Richelieu, dann die Kriege der Fronde mitgemacht und verließ sie als Schwerverwundeter.

* Siehe Nr. 10 vom 15. September 1948.

Zur Erfahrung gesellt sich der *Geist*, der unablässig beobachtende, schnell erfassende, die Beobachtungen sichtende und richtig deutende Geist. Er muß auch der herkömmlichen Sprachmode, wo sie seinem Ausdrucke ungebührliche Gewalt antun will, Kraft und Selbstständigkeit entgegensetzen können. So sagt Larousse: »Die Form, in die La Rochefoucauld seine Gedanken kleidete, ist weder in ihrer Knappheit, noch in ihrer Anschaulichkeit jemals übertroffen worden. Dabei erinnert alles an die bösen und guten Seiten eines Menschen, der sich überlegen weiß und eben darum auf die herkömmliche Literaturform hinunterblickt.«

Diese Freiheit und Selbständigkeit bedeutete aber keineswegs Anarchie und Gesetzlosigkeit, stände sogar mit dem Jahrhundert des *Roi soleil* in größtem Widerspruch. Lanson meint vielmehr: »Eine *Maxime* zu fabrizieren, war eine Kunst nach bestimmten Rezepten.« (*L'art de la prose*, S. 133.)

Das *erste Rezept* hieß *Verallgemeinerung*. Man schreibt eine bestimmte Einzelbeobachtung nieder und kleidet sie in Worte, die weltweite Gültigkeit geben. So schreibt Madame de Sévigné ihrer Tochter: »Ich bin beunruhigt, von Ihnen keine Nachricht zu bekommen.« Diese Feststellung bekommt im unmittelbar folgenden Satze ihren sentenzenmäßigen, allgemein geltenden Ausdruck: »La grande amitié n'est jamais tranquille.«

Weil die *Maxime* eine Verallgemeinerung sein will, vermeidet sie einschränkende Worte, wie »oft, zuweilen, beinahe, kaum«, eben so »ich, ein solcher, einige«. Sie verwendet aber mit Vorliebe »wir, man, der Mensch, jedermann, alle«.

Das *zweite Rezept* einer guten *Maxime* ist der *Vergleich*. Man setzt z. B. Begriffe aus der sittlichen und stofflichen Welt, also aus zwei ganz verschiedenen Gebieten, einander gegenüber:

»La flatterie est une fausse monnaie qui n'a de cours que par notre vanité.«

Man macht aus zwei Begriffen geradezu eine mathematische Proportion:

»La bonne grâce est au corps ce que le bon sens est à l'esprit.«

Je weiter die beiden Begriffe auseinander liegen, um so überraschender und packender ist ihre Gegenüberstellung:

»Le soleil ni la mort ne peuvent se regarder fixement.«

»Le mérite des hommes a sa saison aussi bien que les fruits.«

Ein *drittes Rezept* ist das *Wortspiel*. Man stellt ein und dasselbe Wort oder mehrere Wörter ähnlicher Bedeutung in verschiedene Beleuchtung:

»C'est une grande habilité de savoir cacher son habilité«;

»Un honnête homme peut être amoureux comme un fou, mais pas comme un sot«;

»Le ridicule déshonore plus que le déshonneur«;

»L'amour de la justice n'est que la crainte de souffrir l'injustice«.

Ein *viertes Rezept* liefert der geschickte Gebrauch des *Eigenschaftswortes*, das im Sinne der Parallele oder des Kontrastes Verwendung findet:

»Il n'appartient qu'aux grands hommes d'avoir de grands défauts.«

»Les vieillards aiment à donner de bons préceptes, pour se consoler de n'être plus en état de donner de mauvais exemples.«

Das *fünfte Rezept* lehrt die Handhabung des *Zeitwortes*, das durch Wechsel des Satzgegenstandes in verschiedener Beleuchtung erscheint:

»Quand les vices nous quittent, nous nous flattons de la créance que c'est nous qui les quittons.«

»Nous aimons toujours ceux qui nous admirent, et nous n'aimons pas toujours ceux que nous admirons.«

Ein letztes und *sechstes Rezept*, das den Höhepunkt der Formgewandtheit bedeutet, besteht in der *Umstellung der Wortfolge*,

ohne daß die Sentenz an Wert und Lebenserfahrung verliert:

»On pardonne les infidélités, mais on ne les oublie pas,

On oublie les infidélités, mais on ne les pardonne pas.«

Wenn wir nun bewundernd vor der Beobachtungsgabe und der verblüffenden Sprachgewandtheit eines La Rochefoucaulds stehen und ihn mit Recht als Meister der Maxime seines Zeitalters feiern, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß nicht er diese Literaturgattung erfunden hat. Die Maxime ist ebenso alt wie die Menschheit selbst. So hat uns die Bibel in den Sprüchen Salomons und im Buche der Weisheit fertige Sentenzenbücher geschenkt. Aus den griechischen und römischen Klassikern und den christlichen Schriftstellern der Frühzeit lassen sich unschwer Sammlungen von ebenso weltumspannender Gültigkeit zusammenstellen. Zudem haben alle diese Sammlungen vor derjenigen La Rochefoucaulds das voraus, daß sie auch die Sonnenseite der Menschheit darstellen; denn das ganze Sentenzenbuch dieses am Leben zerbrochenen Hofmannes steht über dem Nenner »Pessimismus.« Seine Philosophie ist, nach Larousse, bitter und unbestritten pessimistisch. Für ihn ist nicht einmal die Tugend selbstlos: »Les vertus se perdent dans l'intérêt comme les fleuves se perdent dans la mère. Les

vices entrent dans la composition des vertus comme les poissons entrent dans la composition des remèdes.«

Ein solcher Inhalt aber ist kein wesentliches Merkmal der Sentenz, der Maxime. Das beweisen die oben angeführten Sentenzensammlungen aus dem Altertum. Das beweist Madame de Sévigné, Zeitgenossin und Schülerin La Rochefoucaulds. Sie zeigt mit ihrer oben angeführten Maxime, daß die Sentenz auch in den Dienst des lichtvollen, schönen Gedankens treten kann.

Schon zu Lebzeiten La Rochefoucaulds ist die Kunst der Maxime zur bloßen Spielerei, zum Selbstzweck hinabgesunken. Sie wurde, wie Lanson spöttisch meint, in der Hand dieser Schöngeister zur rein künstlichen Form, in die man unterschiedlos Geist und Stroh preßte. Sie wurde zum bloßen Zeitvertreib: »Wir verstiegen uns in Spitzfindigkeiten, wo wir überhaupt nichts mehr verstanden«, gesteht Madame de Sévigné.

Auch hier gilt wohl, was A. F. Ozanam von den kleinen Nachfolgern der großen Scholastiker, die von den Höhen eines Thomas von Aquin zu bloßen Wortfechtern hinuntergesunken waren, sagt: »Aux hommes de génie succédèrent les hommes de talent« (Dante et la philosophie catholique du 13e siècle. 5. Ausgabe, Paris-Leccoffre).

Bern

H. Rast, lic. phil.

LEHRERIN UND WEIBLICHE ERZIEHUNG

Verein katholischer Lehrerinnen der Schweiz

Generalversammlung

Vor zwei Jahren, in Kerns, hatte die Sektion Galus eingeladen, die Generalversammlung mit ihrem goldenen Vereinsjubiläum zu verbinden. So war die Stadt im grünen Ring am 25./26. September das Reiseziel all der Lehrerinnen. — War das ein freu-

diges Erkennen und frohes Begrüßen! Alle Reise-müdigkeit fiel ab im frohen Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Die Delegierten der Sektionen versammelten sich zur Erledigung der Vereinsgeschäfte. Die übrigen Teilnehmerinnen besuchten unter Führung von H. H. Dr. Duft die Stiftsbibliothek. Die ältesten und wertvollsten Bücher und Pläne waren uns zu Ehren in die Schaukasten gestellt worden. Warum das? — Nach Aufzeichnungen in der alten Kloster-